

wings-Maschine 9525 im März 2015 in den französischen Alpen), sondern bewegen: nämlich Tiefendimensionen erschließen helfen. Wozu taugt Theologie, die das nicht tut oder nicht will?

A. R. BATLOGG SJ

HOMOLKA, WALTER / STRIET, MAGNUS: *Christologie auf dem Prüfstand*. Jesus der Jude – Christus der Erlöser. Freiburg i. Br.: Herder 2019. 144 S., ISBN 978-3-451-38090-7 (Hardback); 978-3-451-83090-7 (PDF).

Dieses Buch geht auf eine gemeinsame Veranstaltung auf dem Katholikentag 2018 in Münster zurück, hat aber auch einen aktuellen Hintergrund, wie das gemeinsame Vorwort (7–9) feststellt: „Das Gespräch zwischen Juden und Christen muss lebendig sein, und wir dürfen die bisher erreichten Annäherungen heute und morgen nicht leichtfertig verspielen. Im luftleeren Raum vollziehen sich diese Debatten nicht. Das Religionsfeld ist unruhig, und: um eine Freiheit gewährende gesellschaftliche Moderne muss immer wieder neu gerungen werden. Unsere Hoffnung: Aus dem jüdisch-christlichen Gespräch möge ein religiös begründeter Widerstand gegen den Antisemitismus erwachsen.“ (9)

Zusätzliche Aktualität und Brisanz erhalten die Überlegungen der beiden Gelehrten vor dem Hintergrund der Kontroverse, die private, auf Oktober 2017 datierte Notizen des früheren Papstes Benedikt XVI. („Gnade und Berufung ohne Reue – Anmerkungen zum Traktat ‚De Iudaeis‘“) auslösten, die dieser im Juli 2018, offenbar auf Drängen von Kardinal Kurt Koch, zur Veröffentlichung in der Zeitschrift *Communio* (*IkaZ* 47 [2018] 387–406) freigab. Sein darauf beruhender Briefwechsel mit dem Wiener Oberrabbiner Arie Folger erschien bereits in der nächsten Ausgabe derselben Zeitschrift (*IkaZ* 47 [2018] 611–617). Die lebhaft geführte Debatte kreiste um den Verdacht, Joseph Ratzinger favorisiere die Substitutionstheorie, wie Magnus Striet in dem seinem Beitrag angehängten „Nachtrag“ (139f.) zusammenfasst. Jedenfalls sah sich Ratzinger genötigt, auf die negativen Reaktionen zu seinem ersten Text in einem neuerlichen Beitrag zu reagieren, der in der *Herder Korrespondenz* veröffentlicht wurde („Nicht Mission, sondern Dialog“, in: *HerKorr* 72 [2018/12] 13f.) – so viel zu dem im Februar 2013 bei seinem historischen Rücktritt bekundeten Vorsatz, sich aus der Öffentlichkeit zu verabschieden und in die Stille und ins Schweigen zurückzuziehen.

Rabbiner Walter Homolka, Professor für Jüdische Theologie und Rektor des Abraham Geiger Kollegs an der Universität Potsdam, ist eine der prominentesten jüdischen Stimmen im deutschen Sprachraum. Sein Beitrag „Der historische Jesus aus jüdischer Sicht“ (11–70) referiert die jüdische Annäherung („Heimholung“) Jesu seit der Aufklärung. Joseph Salvador, Abraham Geiger, Samuel Hirsch, Joseph Klausner oder Schalom Ben-Chorin sind nur einige der wichtigen Namen, die dabei eine Rolle spielten. Wie problematisch sich Judenhass und theologischer Antijudaismus auswirkte und wie wenig daraus für den christlich-muslimischen Dialog gelernt wurde, zeigt u. a. der kurze Abschnitt über den „Mythos vom christlich-jüdischen Abendland“ (22–24): „Deshalb muss das Christentum, wenn es zu einem echten jüdisch-christlichen oder christlich-muslimischen Dialog kommen soll, seinen Absolutheitsanspruch relativieren“ (24). Inspirierend sind auch die Ausführungen über die Trennung in den historischen Jesus und den kerygmatischen Christus, die auf Rudolf Bultmann oder Karl Barth einwirkten; hier finden sich auch kritische Anmerkungen zur Jesus-Triologie von Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. (vgl. 26–28). Der Regensburger Pastoraltheologe Heinz-Günther Schöttler wird im Gefolge der durch die Karfreitagsfürbitte für die Juden im lateinischen Ritus 2008 ausgelösten Verwerfungen („Das Verhältnis zwischen der jüdischen Gemeinschaft und der römisch-kehlichen Kirche wurde damals auf eine Weise bis an die Grenzen der Belastbarkeit gebracht, wie seit Jahrzehnten nicht mehr“, 31) eigens genannt – als sensibler Theologe, der sich der fatalen Auswirkungen bewusst war (vgl. 31f.).

Homolkas Fazit bzw. Plädoyer ist eindeutig: „Ich meine, es ist nun Aufgabe der christlichen Theologen, eine Christologie zu schaffen, die ohne ein zur Karikatur entstelltes Judentum auskommt, das der christlichen Identitätsfindung und Lehre bisher als Projektionsfläche diente. Jetzt sind konkrete Schritte für eine Neuformulierung der christlichen Lehre nötig“ (34). Als innovative christliche Theologen sind dabei eigens genannt: Friedrich-Wilhelm Marquardt, Christoph Schwöbel, Christian Danz, Kayko Driedger Hesslein, Berndt Schaller, Johann Baptist Metz, Bertold Klappert, Helmut Hopig, Erwin Dirscherl, Christoph Marksches und Jan-Heiner Tück (vgl. 34–43, 57). Tücks bei Sach 2,12 entlehnte Bezeichnung der Juden als „Augapfel Gottes“ lasse „keinen Raum für Substitution oder Enterbung“ (55). Die Päpste Franziskus (vgl. 53 f.) und Johannes Paul II. (vgl. 67 f.) erscheinen gegenüber Benedikt XVI. eindeutiger und überzeugender, wohl auch deswegen, weil sich der bayerische „Theologenpapst“ selbst im Wege stand, nicht zuletzt bei den jüngsten Versuchen, die Konzilserklärung *Nostra aetate* auszudeuten. Ungeachtet vieler Erklärungen, so Homolka, „noch mehr guter Absichten sowie der rapiden Zunahme christlich-jüdischer Veröffentlichungen ist es dennoch fraglich, ob die Christen wirklich bereit sind, die weitreichenden Konsequenzen der Gegenwart des Judentums im Christentum für die christliche Theologie zu akzeptieren“ (67). Er warnt dabei vor der „Pathologisierungsfalle“, in die auch Gerd Theißen getappt sei: „Wer aber Jesus als Revitalisierer versteht, läuft Gefahr, das Judentum zu pathologisieren. Wenn man Jesus ein Mehr an Vitalität zuspricht, muss man dann nicht im Umkehrschluss seiner jüdischen Umwelt und dem sich daraus entwickelnden modernen Judentum Lebendigkeit absprechen?“ (67).

Diese und weitere Fragen wie auch der Hinweis, dass die verschiedenen Jesusbilder und damit verbundene Theologien, die die Kirchen transportierten, „allesamt die Narben des Streits [tragen]“ (70), machen nachdenklich – und provozieren heilsam. Der letzte Satz dieses überaus anregenden Beitrags macht deutlich, dass es stets darum geht, in jedem christlich-jüdischen Dialog die bleibende Erwählung des Judentums ernst zu nehmen wie auch die Willensfreiheit des Menschen positiv wertzuschätzen.

Dies tut, auf brillante Weise, überaus anspruchsvoll und auf höchstem akademischem Niveau, auch der zweite Beitrag: „Christliche Theologie im Angesicht des Judeseins Jesu“ (71–140). Der Freiburger Fundamentaltheologe Magnus Striet macht schon eingangs darauf aufmerksam, dass begriffliche Arbeit ebensowenig wie Theologie mit ihrem Anspruch auf absolute Gottesaussagen „nicht unschuldig“ (72) seien. Theologischer Antijudaismus ist für Striet die logische „Kehrseite“ bzw. Folge „einer bestimmten, satisfaktionstheoretisch konzipierten Soteriologie“ – „mit verheerenden Folgen für das jüdische Volk“ (74). Auch er nennt Johann Baptist Metz als einen jener Theologen, denen Auschwitz theologisch zu schaffen machte, im Gegensatz zu anderen Theologien, die „ungeniert bis heute so weitergehen, als sei nichts geschehen“ – ganz abgesehen davon, dass es auch „theologisch unsensible Rückschritte“ (81) gäbe, für die etwa Joseph Ratzinger stünde (vgl. 81, Anm. 13, bes. 113–121, 139–140).

Die „Problemanzeigen“ überzeugen: das Judesein Jesu als bleibende Provokation für christliche Theologie, der Zusammenhang zwischen Satisfaktionslehre und Antijudaismus, ethischer Monotheismus, das unselige (und unproduktive) Erbe von Neuplatonismus und Augustinus, das bis in die Gegenwart hineinwirkt. Striet positioniert sich auch ohne Umschweife: „Müssen sich die Juden zu Christus bekennen, damit sie das Heil erlangen? Man kann und muss diese Frage strikt systematisch angehen, weil sie keine historische ist, und dann lautet die Antwort eindeutig: Nein“ (121). Interessant ist dabei der Nachsatz: „Dabei halte ich die Kategorie des ‚ungekündigten Bundes‘ für nur wenig zielführend“ (121). Warum? „Gottes Bund kann nur ungekündigt sein, weil es keinen Grund gibt zu glauben, dass Gott ihn gekündigt haben könnte. Israel glaubt dies, und die Kirche darf ohnehin nichts anderes behaupten, solange sie theologisch in der Logik der Selbstoffenbarung Gottes denkt, die ihren Kern darin hat, dass Gott selbst sein Wesen als unbedingte Liebe in seiner Menschwerdung endgültig hat offenbar werden lassen“ (126). Gegenüber

allen „Eindeutigkeitsfundamentalisten aller Zeiten“ (127) macht Striet auch auf die bleibende Differenz aufmerksam (vgl. 126–129). Stark ist seine Kritik an der Sühne-theologie, die christologisch begründet ist (vgl. 129–130) – und hier geht Striet auch direkt auf Homolka ein: „Ist Gott Ursprung von allem, so hat er auch das riskiert, was sich realgeschichtlich zuträgt. Diese Verantwortung ist ihm nicht zu nehmen. Das Theodizeeproblem lässt sich nicht beruhigen. Es gibt keinen größeren Zynismus angesichts der Gemordeten der Geschichte, als dem Gott Plotins mit intellektuellem Weihrauch zu huldigen, nur weil man seinen Gott nicht mit den Übeln und dem abgrundtief Bösen, das in der Geschichte herrscht, belasten will“ (130).

Der Epilog (131–139) und der aus aktuellem Anlass angehängte, oben bereits erwähnte Nachtrag (139–140) bekräftigen Striets Position, die nicht allen gefallen wird, die aber keine intellektuellen Schlupflöcher oder Quasilösungen zulässt: „Dass den Juden eschatologisch ein Bekenntnis zu Christus abverlangt werden wird, um erlöst werden zu können, ist ausgeschlossen“ (133). Daran lässt sich doch weiterarbeiten! Alles andere wäre ein Rückschritt oder mindestens ein Stillstand im christlich-jüdischen Dialog.

Was mich verwunderte, will ich nicht unterschlagen, nämlich dass in beiden Beiträgen zwei Namen nicht fallen, obwohl sie sachlich einiges zur Debatte beitrugen bzw. beitrugen: Franz Mußner († 2016) und Christian Rutishauser.

A. R. BATLOGG SJ

STOLL, CHRISTIAN: *Die Öffentlichkeit der Christus-Krise*. Erik Petersons eschatologischer Kirchenbegriff im Kontext der Moderne. Mit einem Vorwort von Hans Maier. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2017. 454 S., ISBN 978–3–506–78628–9 (Hardback); 978–3–657–78628–2 (PDF).

„Erik Peterson. Neue Sicht auf Leben und Werk“, das ist der Titel der 1992 von Barbara Nichtweiß veröffentlichten Studie, die Petersons Werk umfassend erschloss und eine intensive internationale Peterson-Rezeption und -Forschung auslöste. Nicht nur die neubändige kritische Gesamtausgabe seiner Werke ist daraus hervorgegangen, sondern auch eine Fülle von Beiträgen aus theologischer, historischer, religionswissenschaftlicher und philosophischer Sicht, die, kristallisiert um die beiden Hauptakteure B. Nichtweiß und G. Caronello, so gut wie keinen Aspekt des peterson'schen Œuvres unbehandelt gelassen haben. Ist nicht über Peterson schon alles gesagt worden? Und nun ist diese Wiener Dissertation über Peterson, betreut von Jan Heiner Tück und Werner Löser, erschienen, die wiederum den Titel tragen könnte: „Neue Sicht auf Leben und Werk“! Das Neue ist im Titel angedeutet. Peterson wird als Theologe der Krise erfasst. Das ist zuerst die Krise von Christentum und Kirche in der Zwischenkriegszeit. Die rasche Modernisierung nach dem Großen Krieg untergrub die Fundamente der tief in die vormodernen Strukturen eingesenkten Kirchen in Deutschland. Theologie wurde zum Krisendiskurs. Die meisten Theologen waren unterwegs auf der Suche nach der verlorenen Nützlichkeit der Religion, sie suchten die kontingenzvermindernde Funktion der Religion in der Vormoderne unter den geänderten Umständen neu zu erweisen. Andere laborierten an den überkommenen Paradigmen der Theologie und sortierten sie auf neue Weise. Eine gewisse Christozentrik wie bei Barth oder Balthasar schien ein Mittel der Wahl zu sein. In dieser Krise steht auch Peterson, aber er steht dort alleine, denn kein anderer folgte ihm auf seinem Weg. Zu katholischen Erneuerern wie Przywara oder Balthasar hielt er Distanz, den Neuaufbruch der sog. Dialektischen Theologie kritisierte der 1930 zur katholischen Kirche konvertierte Bonner Professor für Kirchengeschichte und Neues Testament mit harten Worten. Peterson konfrontierte die Krise mit der Krise, der Christus-Krise. Mit Christus hat der neue Äon begonnen, die Welt ist seitdem die alte Welt, gehört zum alten Äon, ist zum Vergehen und zum Gericht bestimmt. So hat die Rede von der Krise in diesem Buch eine doppelte Bedeutung. Nach ihren beiden Seiten ist sie noch nicht vorüber, und daraus kommen das Interesse und die